

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag erschien der Fürst im Salon der Gräfin in Begleitung eines hoch aufgeschossenen Menschen, der in scheuer Verlegenheit seinen weichen Filzhut von einer Hand in die andere drehte und vor der schönen Frau errötete wie ein Schulknabe.

„Das ist Herr Stojan Stojanowitsch,“ stellte der Fürst vor, „Rechtshörer an der Belgrader Universität. Sein Vater ist der berühmte Historiker. Herr Stojan Stojanowitsch will sich mit allen seinen Kräften seinem Vaterlande widmen. Er wird sich einer der Banden anschließen, die den Kampf an der Drina eröffnen werden.“

„Solch ein Denken lob' ich mir!“ sagte die Gräfin und streckte dem Studenten mit ihrem verführerischsten Lächeln die Hand hin.

Der künftige Vaterlandsverteidiger wußte nicht recht, was er mit diesem feinen, zarten Wunderwerk göttlicher Schöpfungskunst anfangen sollte. Er fürchtete es in seinen Fingern zu zerbrechen und ergriff es ganz leise, wie ein zerbrechlich Porzellanfigürchen, um es an die Lippen zu führen. Mit einem tiefen Seufzer entledigte er sich dieser Huldigung.

Ray, der hinter ihm stand, warf der Gräfin einen beziehnenden Blick zu.

Er hatte recht: die Aufgabe war nicht schwer. Stojan Stojanowitsch war nach den ersten drei Minuten bis über beide Ohren in die Gräfin verliebt. Verliebt? Nein, er war betört, bezaubert, sich selbst entrissen. Hatte er doch noch nie in seinem Leben ein so schönes Weib gesehen. Seine Schwester Helena, die als das schönste Mädchen Belgrads galt, verschwand wie im Schatten neben dieser Strahlensonne.

Und sie war so liebenswürdig zu ihm! Ließ ihn neben sich sitzen! Der Fürst mußte sich selbst bedienen; ihm reichte sie den Tee. Sie sprach nur mit ihm. Erkundigte sich nach allen seinen Verhältnissen. Er mußte ihr versprechen, sie mit seiner Schwester bekannt zu machen. Für seinen Vater bekundete sie die tiefste Verehrung. Nach einer Stunde war der arme Stojan so weit, daß er sich hätte bereit finden lassen, dem lieben Gott die schönsten Sterne vom Himmel herunterzustehlen.

Ray konnte also beruhigt nach Cetinje reisen. Seinem Geschick gelang es wirklich, den Fürsten, der seinem Schwiegerjohnne, dem König Peter von Serbien, die Bombenaffäre nicht verzeihen konnte, dazu zu bringen, daß er in dieser der Gefahr für die Sache Serbiens seinen Groll in einen Kasten sperrte, um ihn eventuell für spätere Gelegenheiten aufzuheben und sich für jetzt einverstanden erklärte, mit dem serbischen Brudervolk ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den gemeinsamen Feind zu schließen.

Sein Vertrauter, der General Janko, wurde also von ihm als Spezialgesandter nach Belgrad geschickt, und da Ray in der montenegrinischen Hauptstadt nichts mehr zu tun hatte, schloß er sich dem General an. Aus Vorsicht aber verkleidete er sich als dessen Diener, da er bemerkt hatte, daß ihm die österreichische Polizei schon auf seiner Einfahrt ein reges Interesse geschenkt hatte.

Ganz bescheiden und so unauffällig wie möglich saß er in der zweiten Klasse, aber dennoch entging er seinem Schicksal nicht. Schon in Agram fiel es ihm auf, daß mehrere Polizeibeamte den Zug betraten und ihn sowie den General zur Legitimation veranlaßten. Man war höflich, entschuldigte sich, stellte aber doch alle möglichen Fragen.

Und in Semlin stand der dortige Polizeichef auf dem Perron, als der Zug einfuhr. Dieses Mal ging man schon schärfer ins Zeug. Den General selbst ließ man zwar ungehindert nach Belgrad weiterfahren, aber seinen „Diener“ behielt man mit dem Gepäc zurück, um beide zu untersuchen. Ray wußte nicht recht, ob man ihn erkannt hatte oder nicht und wunderte sich auch, daß er alle seine Papiere zurückerhielt, die er in einem Geheimfach seines Koffers verborgen gehabt.

„Die Oesterreicher sind wirklich dumm!“ lachte er, als er am Abend dann in den Zug stieg, der ihn nach Belgrad führen sollte.

Aber der schlaue Fürst Ray wußte nicht, daß die dummen Oesterreicher das bewußte Geheimfach nach fünf Minuten gefunden hatten. Allerlei erbauliche Papiere steckten darin, so der sorgfältig ausgearbeitete Plan zu dem bosnischen Aufstande, sowie eine genaue Aufstellung der Route, die die Gräfin Grefow einschlagen sollte, um nach Sarajewo zu gelangen. Man machte sich in aller Gemütsruhe Abschriften von den Dokumenten und tat sie an denselben Platz zurück, an dem man sie gefunden hatte. Und so kam es, daß der kleinste Gendarmereiwachmeister in Bosnien auf den Empfang der Spionin gerüstet war, ehe diese nach Belgrad verlassen hatte.

Hier ging die Begeisterung für den König in immer höhere Wogen. Die martialische Erscheinung des montenegrinischen Bruders, dessen farbenprächtige Uniform die Herzen aller Patrioten höher schlagen ließ, trug nicht wenig dazu bei. Vergessen war die Feindschaft zwischen Serbien und Montenegro, vergessen die Freundschaft Serbiens, das Montenegro mit Bomben überichwemmt; vergessen die Taktlosigkeit der Montenegriner, die so gemein waren, in einem feierlichen Hochverratsprozeß diese ganze saubere Geschichte vor aller Welt aufzudecken — vergessen war alles, alles. Man schloß das Bündnis, begoß es mit Champagner und trank auf die Befreiung der unglücklichen bosnischen Brüder. Reden wurden gehalten, Demonstrationen veranstaltet, und vor den Fenstern des Hotels Moskwa, in dem der Montenegriner abgestiegen war, schrie sich die Menge heiser, um ihm die Liebe des serbischen Volkes zu bekunden.

So schloß sich der Ring um Oesterreich augenscheinlich

immer fester. Seine Feinde traten immer zuversichtlicher auf, und immer herausfordernder wurde das Rasseln ihrer Säbel. „Dole Austria!“ So hallte es in allen Gassen und Winkel Belgrads.

Und dennoch gab es Leute genug in Serbien, die vom Kriege mit dem übermächtigen Nachbar nichts wissen wollten. Die nichts gaben auf die Freundschaftsbezeugungen der Mächte, und noch weniger als nichts auf die Worte der serbischen Patrioten. Leute, die mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Wirklichkeit standen und nun mit nackten, kalten Zahlen rechneten: die Kaufleute und die Gewerbetreibenden.

Ehe er noch begonnen, hatte der Krieg in Serbien allen Handel lahmgelegt. Die Banken gaben keinen Kredit mehr; die Geschäftskreise, die zumeist auf österreichische Fabrikation angewiesen waren, erhielten keine Waren mehr geliefert; immer größer wurde die Zahl der Kaufleute, die ihre Wechsel zurückgehen ließen und auch sonst ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnten, so daß schließlich die Skupstina, das serbische Parlament, ein zweimonatiges Moratorium bewilligen mußte. Ganz offen und ohne Zurückhaltung sprachen ernste und erfahrene Männer sich gegen den Krieg aus, warnten vor der ungeheuren Gefahr, die er für Serbien mit sich bringe.

König Peter selbst war einer von denen, die vom Kriege abrieten. Er war ein alter, kränklicher Mann, der alle Illusionen hinter sich geworfen hatte und sich mit dem begnügen wollte, was seine Hand umschloß. Den größten Teil seines Daseins hatte er fern von der Heimat als armer Mann im Exil verbringen müssen. Grau und alt war er geworden, ehe es ihm gelungen war, das Ziel seines Lebens, die Königskrone Serbiens zu erreichen. Er hatte für seine Sache sein Leben gewagt, im Jahre 1878 in den Reihen der bosnischen Insurgenten gegen die Oesterreicher gekämpft. Verwundung und Mord waren seiner Thronbesteigung vorausgegangen, und als er den serbischen Krönungsmantel endlich anlegen durfte, da zitterte Europa vor Aufregung über die blutigen Ereignisse dieser Zeit.

Nun sollte das alles umsonst gewesen sein! Umsonst in der Verbannung gedarrt, umsonst sich den Geschossen der österreichischen Gewehre ausgeliefert, umsonst den Jörn der Welt auf sich geladen haben! Denn er wußte ganz genau, mit wie wenig Sympathien das serbische Volk ihn und seine Dynastie ansah, und er war keinen Moment im Zweifel darüber, daß die erste Niederlage ihn rettungslos vom Throne fegen würde. Und ebenso genau wußte er, daß diese Niederlage unausbleiblich war, denn er kannte aus eigener Anschauung den Soldaten Oesterreich-Ungarns.

Bergebens versuchte er seinen Sohn Georg im Guten wie im Bösen zum Einklinken in die Bahnen der Vernunft zu bewegen.

„Der Krieg kostet uns Land und Thron,“ sagte er ihm.

„Und wenn wir ihn nicht führen, so empört sich das Volk auch wider uns. Es erwartet von uns die große Tat,“ entgegnete der Sohn.

„Und wenn sie nicht gelingt?“

„So fragt kein Mann und kein Serbe!“

Dieser Sprache gegenüber fand der Vater nicht den rechten Mut. Ost standen sie einander gegenüber wie zwei Feinde, der König mit einem kümmerlichen Versuch, seine Autorität zu wahren, der Kronprinz bis oben gefüllt mit unbändiger, explosiver Tatendurst. Da war es oft, daß der Sohn den Vater bedrohte, ihn brutal seine Wut ins Gesicht schrie, weil der König trotz allem Straßenlärm noch immer für den Frieden eintrat.

Wenn Kronprinz Georg nach solchen Szenen den Konak verließ, dann eilte er zu der schönen Wuffin, die immer die richtigen Worte fand, um seinen Jörn noch mehr zu schüren.

„Er ist ein alter Mann, Ihr Vater, mein Prinz,“ sagte sie ihm mit ihrer süßen, weichen Stimme. „Was kümmert ihn der Ruhm, die Unsterblichkeit! Sie müssen sich freimachen von ihm!“

„Freimachen, wie könnt' ich das! Ich kann doch keine Revolution gegen meinen eigenen Vater anzetteln!“ rief der Kronprinz.

„Gott behüte!“ sprach die Verfährerin mit heuchlerischem Augenniedererschlag. „Das wäre eine Sünde. Wie wäre es aber, wenn man ihn auf friedlichem Wege zur Abdankung brächte? Dann wären Sie Herr von Serbien, und der Weg über die Drina ist frei für Sie und Ihren Ruhm!“

Ihre Stimme klang so süß, ihre Augen lockten so bezaubernd! Und es umwehte sie so ein ganz leiser, ganz feiner

Duft, der dem jungen Prinzen ins Hirn stieg, ihn umnebelte, ihn mit wilder Eier nach Ruhm, nach Liebe erfüllte, seine Nerven bis aufs äußerste zum Schwingen brachte. Mit leuchtendem Munde bohrte er seine Augen in die ihrigen, wild griff er nach dem schönen Leibe — aber lächelnd, geschmeidig entglitt sie seinen Händen . . .

„In Sarajevo,“ flüsterte sie, „in Sarajevo!“

Von dieser Zeit an begannen in Belgrad Stimmen laut zu werden, die dem König manche unruhige Stunde bereiteten. Zuerst brachte eine Zeitung ganz versteckt die Nachricht, daß König Peter zugunsten des Kronprinzen abdanken wollte. Das eine oder andere Journal hatte sich an diese Meldung fest und kommentierte sie in einer für den Herrscher nicht gerade günstigen Weise. Die Chauvinisten unter den Abgeordneten rollten die Frage der Abdankung auf. Im Volke wurde darüber diskutiert. Und als wieder einmal ein großer Demonstrationenzug an den Fenstern des Konaks vorbeizog, erscholl hundertstimmig der Ruf: „Hoch König Georg!“

Der Vater warf dem Sohn geradezu ins Gesicht, er habe diese Abdankungsgerüchte ausgestreut. Der Sohn schrie zurück: „So dank doch ab. Du bist doch ein Hindernis auf der Bahn des serbischen Volkes!“

Der König verhängte über den ungebärdigen Prinzen Zimmerarrest. Aber was half das! Das Volk stand mit seinen Sympathien ganz auf der Seite Georgs, in dem es immer mehr seinen Nationalhelden sah.

Derweilen schrie es nur noch: „Hoch König Georg!“ Wenn sie aber erst schrien: „Nieder mit König Peter!“ Was dann?

Er erinnerte sich daran, daß noch wenige Herrscher Serbiens eines natürlichen Todes gestorben waren.

Und da kamen Stunden über den unglücklichen alten Mann, in denen er daran dachte, ob es nicht am besten sei, sich vor seinen Untertanen in den Schutz des großen Vaterlandseindes Oesterreich zu flüchten.

Das aber stand Gewehr bei Fuß und sah der Entwicklung der Dinge ruhig zu. Die serbischen, russischen und englischen Blätter wußten allerdings von ungeheuren Truppenbewegungen an die Grenze zu melden. An der Drina wimmelte es nur so von österreichischen Soldaten. An der Donau, Belgrad gegenüber, zogen sich drei, vier Korps zusammen. Bei Bersek, bei Reusaj marschierten sie auf, bereit, das schwache aber todesmütige Serbien zu überfallen. In Semlin, dem kroatischen Städtchen, das nur durch die Mündung der Save in die Donau von der serbischen Hauptstadt getrennt liegt, seien zwei Brigaden eingetroffen und Artillerie und Kavallerie, wußte eines Tages ein besonders phantasiereiches Blatt zu berichten. Augenscheinlich bereite Oesterreich-Ungarn einen Handstreich vor. Die „Politika“ meldete sogar schon von einem großen Gefecht an der Drina. Natürlich waren die Oesterreicher geschlagen worden.

Alle diese Alarmmeldungen brachten die Stimmung in Oesterreich zu einem Hochdruck, der sich irgendwie entladen mußte. Eine wahnsinnige Aufregung fuhr in das Volk und peitschte es auf die Straßen. Man riß die Schilder der österreichischen Firmen herunter und warf sie in die Save. Man schrie nach Waffen. Man müsse den Feinden zuvorkommen und sie selber in Semlin überfallen.

„Dole Austria — Dole Austria!“ Gestend erklang's auf der Terasa, auf der Fürst-Michael-Straße, vor dem Konak, vor dem Palais des Kronprinzen und vor dem Kriegsministerium. Der Kriegsminister mußte eine Rede halten. Aus seinem berufenen Mund wollte es das Volk hören, daß seine Soldaten sich bis auf den letzten Mann wie Helden schlagen würden.

Die Soldaten wurden umarmt, die Offiziere von jungen Leuten auf die Schultern gehoben. In einem Taumel der Begeisterung durchraute das Volk die Stadt.

Wenn jetzt ein Stein gegen ein Fenster der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft oder gegen das Konsulat flürzte, von der Hand eines Bubens, eines ganz Unverantwortlichen geschleudert — dann war der Krieg da.

In einem wahnsinnigen Hin- und Hinab wurde die Stimmung des Volkes hin und her gerissen. Und dann schritten eines Abends die Signalhörner durch die Stadt, und die Trommeln rüttelten die Einwohner auf. Kavallerie und Artillerie jagten im Galopp durch die Straßen, die Infanterie kam im Lauffschritt daher.

Nachtübung der Garnison, sagten die Offiziere, wenn man sie ängstlich fragte.

Aber die Leute glaubten es nicht. Auf einmal — keiner mußte, wieso — war das Gerücht unter ihnen, die Oesterreicher hätten die Kriegssinfel in der Donau besetzt und seien im Begriff, nach Belgrad überzusetzen.

„Die Oesterreicher sind da!“ schrie einer.

Ein ungeheurer Schrecken sprang über das Volk her. Die Männer schrien wilde, sinnlose Verwünschungen, die Frauen beteten, die Kinder weinten. Es war, als sei der jüngste Tag über Belgrad hereingebrochen.

Und inzwischen saßen die österreichischen Offiziere ruhig in ihrem Semliner Kaffeehaus und waren ganz erstaunt, als sie in der Zeitung lasen, daß ihre kleine, ruhige Grenzstadt nur so von Waffen starre.

Es war hier so gar nichts von der Aufregung zu spüren, die am anderen Ufer der Save herrschte. Nur die Federbüsche der Gendarmen tauchten bald hier, bald dort auf, und wachsame Augen spähten unablässig über Donau und Save hin. Aber, die breit und still ineinander strömten, unbekümmert um Freund und Feind, die sie voneinander trennten.

Weit draußen aber auf der Donau erglänzten in der Nacht sechs helle Punkte. Das waren die Lichter der österreichischen Monitore. Die warteten. (Fortf. folgt.)

## Ein Marsch durch Nordfrankreich und ein Sturmangriff gegen die englischen Stellungen.

(Schluß.)

In der Dunkelheit sind wir — etwa 30 Mann — von unserer Kompagnie abgekommen und liegen bei den . . . ern im Schützengraben. Im Morgengrauen setzt das Artilleriefeuer auf beiden Seiten mit großer Heftigkeit ein und hält den ganzen Vormittag an. Während dieser Zeit werden auch von der englischen Infanterie unsere Schützengräben mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer beschossen.

Als wir an einer Decke stehen und uns von einem Artillerieoffizier eine Auskunft erbeten, bekommt einer von unseren Leuten einen Schuß durch die Hand. Es ist inzwischen vollständig hell geworden. Anscheinend haben uns die Engländer gesehen, denn sie richten nun ein heftiges Gewehrfeuer auf uns. Wir legen uns in den Gräben hinter der Decke und pressen, so fest es geht, den Kopf in den Schlamm. St, st, st pfeifen uns da fortwährend die Kugeln über den Köpfen hinweg und rascheln durch das Gras. Manche schlagen dicht vor der Decke in den Boden ein. In dieser Lage haben wir Gelegenheit, festzustellen, daß die Engländer, wenigstens die, die uns an dieser Stelle beschießen, keine schlechten Schützen sind. Einige von unseren Leuten sind inzwischen ein Stück vorwärts gefrohen und haben hinter einem zerfallenen Wirtshaus Aufstellung genommen. Wir folgen. Etwa 50 Meter davon entfernt steht eine unserer Batterien. Die feindlichen Flieger müssen scharf beobachtet haben, denn es dauert nicht lange, und ein Hagel von Schrapnell und Granaten, die unserer Batterie gelten, gehen in unserer Nähe nieder. Nach wenigen Augenblicken hat natürlich die Batterie ihre Stellung wieder gewechselt. „Hier können wir nicht bleiben“, sage ich zu meinen Kameraden. Lieber durch das Gewehrfeuer laufen, als hier noch weiterhin der Gefahr ausgesetzt zu sein, mit den Granaten und Schrapnell nähere Bekanntschaft zu machen. Unser Bataillon hat die beiden vorderen Schützengräben besetzt. Wir haben den Wunsch, so schnell als möglich wieder zu unserer Kompagnie zu kommen. Auf einmal können wir den Sprung nicht wagen, weil wir dem Feinde sonst ein zu großes Ziel bieten. So machen denn ein Reservist und ich einen Satz über etwa achtzig Meter freies Gelände nach den anderen Schützengräben. Wir laufen im Hidsak, um dem Feinde das Zielen zu erschweren. Etwas erschöpft, aber unverfehrt, kommen wir ans Ziel. Der vorderste Schützengraben, in den wir mit einem nochmaligen gewagten Sprung gelangen, liegt nur noch einen guten Steinwurf weit von den ersten feindlichen Schützengräben entfernt. An diesem Vormittag haben wir eine ungünstige Stellung. Wir liegen mit unseren Schützengräben auf fast freiem Gelände, während die Anhöhe mit dem darauffolgenden Dorf mit Buschwerk und Bäumen bewachsen ist, hinter denen die Engländer ihre Schützengräben geschickt angelegt haben. Unsererseits kann also nur die Artillerie erfolgreich wirken, während wir dem Feinde bei jeder Erhebung aus den Schützengräben für das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer ein gutes Ziel bieten. Unsere Verwundeten betten wir neben uns in den Schützengräben, wenn das Feuer so stark ist, daß wir sie nicht wegbringen können. Wir betten sie auf Feldbahnen und hüllen sie in Mäntel ein, damit sie nicht frieren. Die Notverbände legen wir nach Möglichkeit selbst an. Das fortwährende Stöhnen der Kameraden geht einem nahe und man sucht ihre Qualen mit Hilfe der Feldflasche lindern zu helfen. Die kameradschaftlichen Gefühle, die hier angesichts des Todes erweckt werden, findet man sonst nirgends und zu keiner anderen Zeit. In der Nähe, hinter einem Gehöft, steht ein Birnbaum. Einer unserer Leute geht durch den Schützengraben hindurch, ersteigt den Baum, das Schließen unbeachtet lassend, pflückt einige Birnen, kommt unverfehrt wieder,

schält die Früchte und verteilt sie unter die Verwundeten, die diese Erfrischung begierig annehmen. Der neben uns liegende Zug einer anderen Kompagnie macht einen Sprung. Beim Hinlegen bekommt der Hauptmann der Kompagnie einen Schuß. Er stöhnt laut. „Was hat Herr Hauptmann“, ruft der Sergeant, der neben ihm liegt, erschrocken. „Eine Kugel . . . hat . . . mich getroffen, . . . ziehen Sie bitte . . . meine Beine gerade“, und damit hauchte er sein Leben aus. Der Sergeant führt diesen letzten Befehl aus und strarrt eine Weile stumm in das immer bleicher werdende Antlitz seines Führers.

Gegen 12 Uhr mittags kommt der Befehl: „Um 1 Uhr Sturmangriff auf der ganzen Linie.“ Unser Bataillon ist an der Spitze, die wir besetzt halten, an der Spitze. Eine fieberhafte Tätigkeit entwickelt sich im Schützengraben. Die Tornister, die abgelegt waren, werden wieder aufgeschliffen. Man reicht den Verwundeten nochmals die Feldflasche und mancher schickt noch einmal ein stummes Gebet zum Himmel. Die Gedanken, die eben noch einmal kurz zurückschweiften nach der Heimat und nach manchem, was einem lieb und teuer ist, beginnen sich zu konzentrieren. Man hat nur noch einen Gedanken: „Ran an den Feind, die Stellung nehmen, koste es, was es wolle!“ Auf das Schießen und das Einschlagen der Granaten achtet man schon nicht mehr — man wird, mit einem Wort gesagt — gleichgültig. — Schon vor ein Uhr brechen wir los. Die Sonne sendet uns noch einmal ihre warmen Strahlen, als wollte sie uns damit Vertrauen und Kraft einflößen. Zuerst gehen wir noch Stückweise vor. Wir nehmen noch Deckung hinter Büschen, zertrümmerten Wagen, Pferdeleichen und was sich alles bietet. Dann ertönt das Signal: „Bajonette aufgezückt!“ und vor geht es im Sturm auf mit kräftigem „Hurra!“ — Mancher treue Kamerad sinkt an meiner Seite nieder; auch einige aus der Giechener Gegend sind dabei. Wir kommen an die Leichen und Verwundeten der Engländer; hier sehen wir, welche furchtbare Arbeit unsere Artillerie geschafft hatte. Kurz vor dem ersten Schützengraben der Engländer stoßen wir auf Hindernisse. In das Buschwerk und in die Bäume haben sie versteckt und geschickt Pfähle eingerammt und Stacheldraht gespannt. Mit Spaten, Gewehrkolben und was sonst zur Stelle ist, beseitigen wir auch diese Hindernisse. Während dieser Zeit richten die Engländer, die nur noch wenige Schritte vor uns in den Schützengräben stecken, immer noch ihr Gewehr- und Maschinengewehrfeuer auf uns. Oher kostet es noch einigen von uns das Leben; aber man merkt doch, daß die Engländer durch unser Ankommen schon nervös geworden sind. Wir setzen über die Drahthindernisse hinweg und kommen an die Schützengräben, in denen es noch wimmelt, wie in einem Ameisenhaufen. Erst in diesem Augenblick kommen sie gewandt wie Antiken, aus den Gräben herausgehüpft, werfen die Waffen weg, halten die Hände hoch und rufen „Not kill, not kill“ (nicht töten).

Der Deutsche hat trotz der Rücksichtslosigkeit, mit der er mitunter im Kampfe vorgehen muß, immer noch Gefühle der Menschlichkeit in sich und so werden diejenigen, die sich ergeben und von der Waffe in diesem Augenblick keinen Gebrauch mehr machen, geschont und nach hinten abgedrückt. Immer weiter geht es, der Anhöhe hinauf. Einen Schützengraben nach dem anderen räumen wir aus. Eine schon teilweise zusammengefallene Mühle wird umfielt und etwa 25 Kerls, die hinter den Trümmern aus Läden usw. geschossen hatten, herausgeholt und entwaffnet. Ein Maschinengewehr, über das wir beinahe gestolpert wären, nehmen wir in Besitz und die drei Engländer, die in der Nähe hocken und anscheinend zu der Bedienungsmannschaft gehören, haben die Ehre, es selbst nach unserem Lager zurücktragen zu dürfen.

Wir kommen an das Dorf heran. Auch da zeigt es sich wieder, welche vorzügliche Waffe wir in unserer Artillerie haben und in welchem Maße bei einem Gefecht die Entscheidung von ihr abhängt. In den Häusern und Scheunen, die nicht zerstört sind, stecken die Engländer und schießen aus den Fenstern. Wir holen sie aber alle heraus. Vor unserem Bajonettgefecht haben sie einen heillosen Respekt.

Die englische Artillerie, der unser Eindringen in das Dorf wahrscheinlich durch Flugzeuge, die ununterbrochen sehr hoch über uns kreisen, gemeldet worden war, überschüttet uns nun mit einem Hagel von Schrapnell und Granaten. Einige Häuser stürzen noch zusammen; auf den Straßen und in den Gärten reißen die Geschosse Löcher auf, daß man bequem einen Wagen voll Kohlen hineinbetten kann. Ich lege mich mit einem Kameraden und fünf Engländern, die wir uns aus einer Scheune herausgeholt hatten, hinter ein Haus, um gegen das Feuer etwas Deckung zu suchen. Eine Granate schlägt in das Haus ein. Der Giebel fällt über uns weg auf die Straße. Außer ein paar unbedeutenden Rissen, die die abbröckelnden Gesteinsmassen uns an Händen usw. verursachen, sind wir vollständig unverfehrt.

Durch das fortwährende Nachschießen unserer Artillerie ist der feindliche wahrscheinlich der Boden unter den Füßen zu heiß geworden, denn das Feuer läßt in seiner Heftigkeit nach. Wir treiben die Gefangenen zusammen. Von den Leuten, die in den vordersten Reihen sind, werden die Begleitmannschaften für die Gefangenen ausgewählt, und rückwärts geht unser Zug über das Schlachtfeld, während unsere Kameraden und die Truppen, die in Reserve lagen, aufgebrochen sind, um die Verfolgung des abziehenden Feindes zu übernehmen.

Wer in seiner Feldflasche noch etwas hat, reicht es beim Rückmarsch mit den Gefangenen über das Schlachtfeld den Ver-

wundeten, die immerfort den Wunsch nach Wasser äußern. Wir nehmen Gevehre, verfertigen damit unter Zuhilfenahme von Zeltbahnen usw. Tragbahnen und lassen durch unsere Gefangenen schon alles mitnehmen, was wir auf diese Weise an Verwundeten fortschaffen können. Was ich da auf dem Kampfsplatz alles sehe, will ich nicht näher schildern; es sind Schrecknisse, die der Krieg nun einmal mit sich bringt und für die diejenigen zur Verantwortung gezogen werden müssen, die dieses furchtbare Ringen heraufbeschworen haben.

Unser Sanitätswesen im Felde ist vorzüglich organisiert und mag allen denen zur Beruhigung dienen, die Angehörige im Felde stehen haben. Daß im Kampfesgetümmel Verwundete manchmal stundenlang liegen bleiben müssen, läßt sich eben beim besten Willen nicht vermeiden. Schreckliche und furchtbare Augenblicke gibt es in und nach dem Kampf; aber man muß sich hüten, in dieser Hinsicht zu übertreiben. Von Verwundeten usw. hört man oftmals die grausigsten Dinge schildern. Man tut gut, sich in solchen Fällen seinen Gewährsmann genau unter die Lupe zu nehmen. Die Sache soll man eben nicht schlimmer schildern, als sie in Wirklichkeit ist und soll nicht seine Phantasie ungezügelt spielen lassen, um den Angehörigen in der Heimat nicht unnötige Sorgen zu bereiten.

In dem nahegelegenen Orte B., nach dem wir die Engländer hinbringen, stellen wir fest, daß wir rund 600 Gefangene gemacht haben; darunter 11 Offiziere (auch 1 Oberst und 1 Major). Es werden den Herren alle spizen Gegenstände und besonders die großen Messer abgenommen, an denen auf der einen Seite ein fingerdicker und etwa bleistiftlanger spizer Stahl ist. Dieses Messer ist an einem etwa meterlangen Seil befestigt und wird von den Engländern im Nahkampfe den feindlichen Soldaten ins Gesicht geschleudert. Ich selbst habe die Anwendung dieser Mordwaffe nicht mit angesehen; es wurde mir aber von Leuten, die an anderer Stelle gekämpft hatten, mitgeteilt, daß die Handhabung dieser gefährlichen Waffe in der geschilderten Weise vor sich geht. Wir lassen die 600 Mann in Gruppenkolonnen antreten und begleiten sie nach der etwa 15 Kilometer entfernten Station L., wo schon deutscher Bahnbetrieb ist. Ein bereitstehender Zug nimmt uns auf und nach einigen Tagen haben wir wieder deutschen Boden unter den Füßen, was begreiflicherweise bei uns allen freudige Gefühle erweckt. Untermwegs hatten wir Gelegenheit, den Viehener Landsturm, dem die Bewachung der Bahnstrecke im Feindesland anvertraut ist, zu begrüßen. Die Leute haben sich überall häuslich eingerichtet, sind fidel und äußern alle den Wunsch nach Zeitungen. Man muß sagen, die Engländer benehmen sich anständig. Ob sie sich durch dieses Verhalten auf die Dauer und in den Gefangenenlagern auszeichnen werden, bezweifle ich. Sie stehen noch zu sehr unter dem Einbruch der letzten Tage. Buert verlangen sie Wasser, dann Brot und später werden sie schon etwas zutraulicher und bitten um Tabak, womit wir allerdings nicht dienen können. Der in welchen Buchstaben aufgenähte Name Queen (Königin) deutet darauf hin, daß ein großer Teil der Gefangenen Angehörige des Queenregiments sind, das eine ruhmreiche Geschichte von 250 Jahren hat und zu den Eliteregimentern Englands gehört. Dieses Regiment focht in Belgien und Frankreich von Anfang an in den vordersten Reihen und hat große Verluste aufzuweisen. Es ist nach Angabe englischer Blätter das einzige Regiment, das eine Schiffskrone in seiner Fahne trägt.

Unsere Gefangenen sind alles Leute im Alter von etwa 18—36 Jahren, machen keinen schlechten Eindruck und sind sauber. Aus ihren Gesichtern strahlt durchweg helle Freude; wahrscheinlich die Freude darüber, daß sie glücklich bei uns sind. Trotzdem sie sich durch die Mängel der englischen Verpfändungen hatten bestärken lassen, haben sie alle „die Nase voll“ und äußern unverbohlen den Wunsch nach Frieden. Sie hatten sich die Kriegsführung mit den Deutschen ganz anders vorgestellt. Einige mögen dabei sein, die aus Begeisterung mit in den Kampf gezogen sind, aber den meisten sieht man es an, daß der hohe Sold sie zu den Fahnen lockte und daß ihnen das „Besiegen der Deutschen“ angenehmer erschien als langanhaltende Stellunglosigkeit.

Als einer der Offiziere erfährt, wieviel Kameraden und befreundete Russen und Franzosen sich schon der deutschen Gastfreundschaft erfreuen, ist er sichtlich erkaunt. Darüber hatten ja die Herren natürlich noch nichts erfahren. Er glaubt, sie seien die einzigen, die das Gefangenenlager, nach dem wir sie bringen, bewohnen.

Man hörte es im Felde von den Soldaten, man hört es von den Leuten in den zahlreichen deutschen Städten, die wir mit unserem Gefangenentransport durchfahren, und man spürt es in der eigenen Brust, daß der Haß gegen die Engländer augenblicklich größer ist, als gegen die Franzosen und daß es nicht nur erwiesen ist, daß die englische Räuberpolitik dieses Menschenmorden heraufbeschworen hat, sondern daß es auch schon in das Volksempfinden übergegangen ist.

-cht.

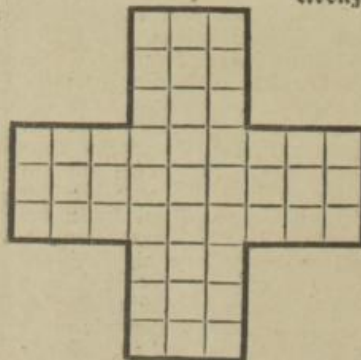
### Vermischtes.

\* Die Liebesgabe des deutschen Buchhandels. Das große Liebeswerk, das der deutsche Buchhandel sich zur Aufgabe gemacht hat, ist bekanntlich die Versorgung der im Felde stehenden Truppenteile, sowie auch die der Verwundeten in den Lazaretten mit angemessenem Lesestoff. Wie ein Bericht in dem amtlichen „Börsenblatte für den deutschen Buchhandel“ mitteilt, ist die Beteiligung der deutschen Verleger, die zu Spenden für dieses Liebeswerk aufgerufen wurden, ganz außerordentlich groß gewesen. Die zunächst in Aussicht genommenen Räume im Reichstagsgebäude erwiesen sich als bei weitem zu klein und die schönsten Säle, die die Sammelstelle darauf von der Pgl. Bibliothek zu Berlin überlassen erhielt, verwandelten sich bald in ein ganz gewaltiges Büchermagazin, das etwa eine Viertelmillion Bände und 600 000 kleinere Schriften umfaßte. Und immer neue Wagen brachten neue Kisten und Ballen mit Büchern und Schriften, die sich in allen Ecken der Säle türmten; und 20 Personen waren wochenlang damit beschäftigt, die Sendungen sachgemäß zu erledigen. Diese mußten, nachdem sie ausgepackt, geordnet, aufgenommen und verbucht waren, in sieben Gruppen geteilt und aufgestapelt werden. Die Zusammenstellung der Sendungen erfolgt nämlich nach folgendem Verhältnis: Unterhaltungsbücher für Alle 50 v. H., Unterhaltungsbücher für Reisende 10 v. H., Kriegswissenschaft 10 v. H., Erbauungsschriften 10 v. H., Geschichte und Geographie 10 v. H., Zeitschriften und kleine Schriften 5 v. H., Mäßigkeitschriften, Landarten Spiele usw. fünf v. H. Täglich gelangen ungefähr 4000 Bücher und Schriften zur Versendung. Und wie dankbar wird nicht draußen in der Front der neu eingehende Lesestoff aufgenommen! Darüber gibt an derselben Stelle E. Fischer-Hamburg, der einen Schriftentransport nach Ruffisch-Polen zu begleiten hatte, in fesselnder Weise Bericht. Der Transport führte neben den Schriften auch Wollzeug, hatte also zugleich für das leibliche und das geistige Wohl unserer Braven zu sorgen. Welche Freude, so berichtet Fischer, wenn der „Wollknecht“ seinen Wagen öffnet und ein oder entsprechend der Anzahl der Kameraden mehrere Schriftenpakete abliefern! „Das ist uns lieber als was zu essen“, rief ein biederer Landsturmmann aus, „wir sitzen seit sechs Wochen in diesem weltverlassenen Neste der polnischen Heide und hören und sehen nichts von der Welt. Zu essen haben wir, aber nichts zu lesen! Wie werden sich die Kameraden freuen!“ So zog er freudestrahelnd ab.

### Büchertisch.

— Der hessische Volksschriftenverein hat vor Jahresfrist eine Erinnerungsschrift zur Hundertjahrfeier 1813—1913 herausgegeben, in der die Volkserhebung der Freiheitskriege dem lebenden Geschlecht ins Gedächtnis zurückgerufen wurde. Heute läßt er dieser Schrift folgen: Aus dem Volksleben in Hessen vor 100 Jahren von Georg Lang. — Der durch seine zahlreichen Jugendschriften und Gedichte bekannte und geschätzte Verfasser berichtet darin in schlichten Erzählungen über Erlebnisse und Begebenheiten, die uns in jene Zeiten zurückführen, welche einen ähnlichen Weltkrieg sahen wie heute. Sie fördern die Kenntnis der Vergangenheit, die den Schlüssel zum Verständnis für die Gegenwart bildet. Der gemütvoll und vielfach von herrlichem Humor zeugende Ton der Erzählungen wird in diesen Tagen des Parrens auf einen verheißungsvollen Erfolg in dem uns aufgezwungenen Kampfe die Gedanken von der Gegenwart für Augenblicke ablenken. Der Preis beträgt 1,20 Mk. für das gehftete und 1,50 Mk. für das gebundene Buch, das 196 Seiten und 11 Bilder enthält.

### Kreuzräffel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben  
a a a a, b b, c c c c c, g g  
g g, h h, i i i, o o, p p p p, r r r r  
r r r r r, s s, t t t, v v  
derart einzutragen, daß die  
senkrechten und wagerechten  
Reihen gleichlautend folgendes  
ergeben:

1. Einen Gesehesabschnitt.
  2. Sagenhaftes Wesen.
  3. Etnex auf dem hohen Pferde.
- (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer:

Enschede, neidisch, Deichsel, Eider, General, Ungarn, Trauben, Andreas, Issabor, Piesbeth, Eidechse, Schuhmacher, Gesundheit, Ungarwein, Titanen; Ende gut, alles gut.